

Verbale Kommunikation in der Orchesterprobe

Wie viel muss ich als Dirigentin bzw. Dirigent sprechen, um musikalische Ziele zu erreichen?

„Einen schönen guten Abend zusammen. Wie geht's euch? Alles gut? Dann lasst uns anfangen – wir spielen ...“

So oder ähnlich beginnen viele Orchesterproben. Aber muss der Start wirklich immer von Worten begleitet werden? Was spricht dagegen, gleich mit Musik zu beginnen? Die Partitur liegt bereit, die Musikerinnen und die Musiker wissen, welches Stück ansteht. Der Dirigent bzw. die Dirigentin betritt das Podium – und statt Worten: Musik! Dieser Beginn durchbricht die Routinen, setzt ein Zeichen der Konzentration und der Überraschung. Er lädt das Orchester ein, sich sofort auf den Klang einzulassen. Der Moment des ersten Tons wird zur Einladung, präsent zu sein. Was folgt, ist nicht vorhersehbar. Diese lebendige Unberechenbarkeit darf sich gern durch den gesamten Probenverlauf ziehen.

Doch im Zentrum jeder Orchesterarbeit steht weiterhin das gesprochene Wort. Es bleibt ein wesentliches Werkzeug zur Gestaltung musikalischer Prozesse – vorausgesetzt, es wird bewusst und überlegt eingesetzt.

Wann soll gesprochen werden – und wann nicht?

Nicht jede musikalische Unstimmigkeit erfordert eine sofortige Unterbrechung. Gerade in der Anfangsphase einer Probe kann es sinnvoll sein, längere Passagen ohne Unterbrechung durchzuspielen. So entsteht ein musikalischer Fluss, der dem Orchester Orientierung gibt und es in die Klangwelt eintauchen lässt. Unterbricht man zu früh oder zu häufig, riskiert man

nicht nur musikalische Fragmentierung, sondern auch sinkende Konzentration und Spielfreude.

Warum wird unterbrochen – und mit welchem Ziel?

Wenn unterbrochen wird, dann bitte nicht bloß mit dieser Floskel: „Spielen wir das noch einmal.“ Eine Wiederholung ohne konkrete Zielsetzung ist wertlos – sie kann sogar demotivierend wirken. Jeder Stopp muss begründet sein: Was soll verbessert werden? Wo lag das Problem? Was ist das Ziel der nächsten Durchspielphase?

Ein professioneller Probenablauf erfordert daher die Fähigkeit zur fokussierten Wahrnehmung: Die wichtigsten Stellen werden im Gehör behalten und gezielt angesprochen. So entsteht ein klarer, nachvollziehbarer Arbeitsprozess, der den Musikerinnen und den Musikern Sicherheit gibt und sie aktiv in das musikalische Denken einbezieht.

Wie spreche ich – und in welchem Tonfall?

Tonlage, Wortwahl und Haltung, mit denen dirigentische Ansagen erfolgen, sind für die Atmosphäre in der Probe entscheidend. Freundlichkeit und Klarheit schließen sich nicht aus – Bestimmtheit mit Respekt erzeugt Vertrauen und motiviert zur Zusammenarbeit.

Weniger ist oft mehr. Kurze konkrete Hinweise sind wirksamer als ausufernde Monologe. Mehr als zwei bis drei verbale Impulse können kurzfristig kaum verarbeitet werden. Daher: klare Sprache, gezielte Ansagen, gegebenenfalls gestützt durch Bildsprache und Metaphern.

Eine treffende Metapher kann klangliche Vorstellungen wecken, technisches Spiel verbessern und Interpretationen vertiefen. Aber: Die metaphorische Sprache muss zur Persönlichkeit passen. Sie will entwickelt, reflektiert und gepflegt werden – wie ein eigener Wortschatz, der die musikalische Arbeit bereichert.

Feedbackkultur im Orchestermusizieren

Ein oft unterschätzter Aspekt ist die Feedbackkultur innerhalb des Orchesters. Musikerinnen und Musiker verfügen über ein hohes Maß an musikalischem Gespür. Es ist lohnend, diese Kompetenz aktiv in die Probenarbeit einzubinden.

Dabei kommt es auf die richtige Art der Fragen an. Geschlossene Fragen wie „War das gut?“ erzeugen Schweigen oder Unsicherheit. Offene Fragen hingegen, etwa „Was ist euch in dieser Passage aufgefallen?“ oder „Wie war die Balance im Blech?“, fördern das Mitdenken, das vernetzte Hören und die gemeinsame Verantwortung für das klangliche Ergebnis.

Diese Beteiligung schafft eine neue Qualität des Musizierens: Nicht nur die technische Ausführung, sondern auch ein kollektives Bewusstsein für Interpretation, Klangbalance und Ausdruck steht im Fokus. Die Bereitschaft, Feedback zuzulassen, es zu reflektieren und produktiv zu nutzen, ist ein Zeichen reifer Ensemblearbeit – und Voraussetzung für musikalisches Wachstum auf Augenhöhe. Gleichzeitig lehrt die gemeinsame Reflexion, wie anspruchsvoll es ist, konstruktive Rückmeldung zu geben.



Kommunikation mit Maß: Geschichten oder Musik?



Informationen zu Komponisten, Werk oder Kontext sind wertvoll – aber nur dann, wenn sie das Musizieren bereichern. Ein Übermaß an Erzählung wirkt oft kontraproduktiv: Musikerinnen und Musiker kommen zur Probe, um zu musizieren, nicht, um biografische Anekdoten zu hören. Die Konzentration soll auf das Wesentliche gelenkt werden: Klang, Interpretation, Zusammenspiel.

Ein interessanter Aspekt ist auch der Ort der Ansage. Wer das Dirigentenpult verlässt, um Hinweise aus dem Raum zu geben, verändert die Wahrnehmung der Probe. Die Bühne wird wieder zum Ort des Musizierens, nicht der Belehrung. Die Körpersprache des Dirigenten gewinnt an Bedeutung, das Gesagte wird durch den Perspektivwechsel neu wahrgenommen.

Weniger Worte – mehr Wirkung

Je länger die gemeinsame Arbeit ist, desto mehr kann auf nonverbale Kommunikation zurückgegriffen werden. Mimik, Gestik, Körperspannung – sie alle transportieren Informationen mit oft größerer Wirkung als Worte. Es entstehen Proben, in denen sich Dirigierende und Musizierende beinahe wortlos verstehen. Diese Art der Kommunikation ist das Resultat eines langen gemeinsamen Weges – geprägt von Vertrauen, Erfahrung und gewachsenen musikalischen Vorstellungen.

Reflexion als Schlüssel zur Weiterentwicklung



Bleiben Sie kritisch: Wie viel spreche ich – und warum? Welche meiner An-



*Ich wünsche viel Freude
und Inspiration auf dem
Weg zur ganz eigenen
„Dirigensprache“ –
einer Sprache, die Musik
lebendig macht.*

Roman Gruber
Landeskappellmeister von Salzburg

sagen haben Wirkung – und welche verhallen ungehört? Wie kann ich meine Sprache so verfeinern, dass sie musikalisches Handeln gezielt unterstützt?

Die Entwicklung einer persönlichen Dirigensprache ist ein Prozess. Sie setzt fundiertes Wissen über Musik,

Probenmethodik, Pädagogik und Psychologie voraus. Erst auf dieser Basis kann eine Sprache entstehen, die mehr ist als bloße Information – nämlich ein Instrument der musikalischen Gestaltung.

Roman Gruber ■